

# Die arme Baronin [Fortsetzung]

Autor(en): **Keller, Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 46

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647118>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

er wieder: „25 Jahre, ein braves Weib, die schönsten Aus-  
sichten und alles das vorbei!“ — Dann erbarmt sich der  
Tod über ihn und sein übervolles Herz hört auf zu schlagen.

Als Jüngling erntete der Dichter seine poetischen  
Triumphs, als Jüngling wurde er von der Erde genommen.  
Ueber allem, was er uns gegeben, ruht ein Schimmer ewiger  
Jugend, göttlicher Sorglosigkeit. Seiner lebenswürdigen  
Kunst vermögen ihre mancherlei Mängel keinen wesentlichen  
Abbruch zu tun: sind es doch die natürlichen und deshalb  
verzeihlichen Schwächen des jugendlichen Alters. So ist  
Wilhelm Hauff wie kein zweiter dazu geeignet, der heran-  
wachsenden Jugend frühesten Führer zu den Herrlichkeiten  
deutscher Poesie zu sein. H. Rilki.

## Die arme Baronin.

Von Gottfried Keller. (Fortsetzung.)

Brandolf wunderte sich nur, ob der Mieter für sein  
teures Geld eigentlich zum Hüter der Herrlichkeit bestellt  
sei und ihm ehestens ein Reinigungswerkzeug mit Staub-  
lappen und Flederwisch anvertraut werde? Denn wenn je-  
mand anders die Arbeit besorgte, so mußte ja fast den  
ganzen Tag dieser Jemand sich in den Zimmern aufhalten.  
Es ist aber schon jetzt zu sagen, daß keines von beiden der  
Fall war; alles wurde in Abwesenheit des Mietmannes  
getan, wie von einem unsichtbaren Geiste, und selbst die  
Glas- und Porzellansachen standen immer so unverrückt an  
ihrer Stelle, wie wenn sie keine Menschenhand berührt hätte,  
und doch war weder ein Staubchen noch ein trüber Hauch  
daran zu erspähen.

Nunmehr begann Brandolf aufmerksam die bösen Taten  
und Gewohnheiten der Wirtin zu erwarten, um den Krieg  
der Menschlichkeit dagegen zu eröffnen. Allein sein altes  
Mißgeschick schien auch hier wieder zu walten; der Feind  
hielt sich zurück und witterte offenbar die Stärke des neuen  
Gegners. Leider vermochte ihn Brandolf nicht mit dem  
Tabaksrauche aus der Höhle hervorzuloden; denn er rauchte  
nicht, und als er zum besonderen Zwecke ein kleines Tabaks-  
pfeifchen, wie es die Maurer bei der Arbeit gebrauchen,  
nebst etwas schlechtem Tabak nach Hause brachte und an-  
zündete, um die Baronin zu reizen, da mußte er es nach  
den ersten Zügen aus dem Fenster werfen, so übel bekam  
ihm der Spaß. Teppiche und Polster zu beschmutzen ging  
auch nicht an, da er das nicht gewöhnt war; so blieb ihm  
vorderhand nichts übrig, als die Fenster aufzusperren und  
einen Durchzug zu veranstalten. Dazu zog er eine Flanell-  
jade an, setzte eine schwarze seidene Zipfelmütze auf und legte  
sich so breit unter das Fenster als möglich. Es dauerte  
richtig nicht lange, so trat die Freiin von Lohausen unter  
die offene Tür, rief ihren Mietmann wegen des Straßen-  
geräusches mit etwas erhöhter Stimme an, und als er sich  
umschaute, deutete sie auf eine große Koblfliege, die im  
Zimmer herumswirrte. Es sei in der Nachbarschaft ein  
Pferdestall, bemerkte sie kurz. Sogleich nahm er selbst die  
Zipfelmütze vom Kopf, jagte die Fliege aus dem Zimmer  
und schloß die Fenster. Dann setzte er die Mütze wieder auf,  
zog sie aber gleich abermals herunter, da die Dame noch  
im Zimmer stand und ihn, wie es schien, statt mit Ent-  
rüstung, eher mit einem schwachen Wohlgefallen in seinem  
Aufzuge betrachtete.

Zunächst wußte Brandolf nichts weiter anzufangen; er  
hüllte sich in seinen schönen Schlafrock, tat Tadel und Zipfel-  
mütze wieder an ihren Ort und nahm Platz auf einem der  
Diwans. Dort gewahrte er ein Klingelband von grünen  
und goldenen Glasperlen und zog mit Macht daran. Wie  
ein Wettermännchen erschien die Baronin auf der Schwelle,  
immer in ihrem grauen Schattenhabit mit dem kapuzen-  
ähnlichen Kopftuche. Brandolf wünschte seinem Schneider,  
der viele Straßen weit wohnte, eine Botschaft zu senden.  
Die Baronin errödete; sie mußte selbst gehen, denn sie hatte  
sonst niemanden. Ob es so dringlich sei oder bis Nachmittag  
Zeit habe, fragte sie nach einem minutenlangen Besinnen.

Allerdings sei es dringlich, meinte Brandolf, es müsse ein  
Knopf an den Rock genäht werden, den er gerade heute  
tragen wolle. Sie sah ihn halb an und war im Begriff,  
die Tür zuzuschlagen, drehte sich aber nochmals und fragte,  
ob sie den Knopf nicht ansehen könne? „Ohne Zweifel, wenn  
Sie wollten die Güte haben“, sagte Brandolf, „er hängt  
noch an einem Faden; das darf ich Ihnen nicht zumuten!“

„Aber eine halbe Stunde weit zu laufen?“ erwiderte  
sie und ging ein kleines altes Nähtörbchen zu holen, in  
welchem ein Nadelfissen und einige Knäulchen Zwirn lagen.  
Brandolf brachte den Rock herbei, und die vornehme Wirtin  
nähte mit spitzen Fingerchen den Knopf fest. Da sie mit  
der Arbeit ein wenig ins hellere Licht stehen mußte, sah  
Brandolf zum ersten Male etwas deutlicher einen Teil ihres  
Gesichts, ein rundlich feines Kinn, einen kleinen, aber streng  
geformten Mund, darüber eine etwas spitze Nase; die tief  
auf die Arbeit gesenkten Augen verloren sich schon im  
Schatten des Kopftuches. Was aber sichtbar blieb, war  
von einer fast durchsichtigen weißen Farbe und mahnte an  
einen Nonnenkopf in einem altdeutschen Bilde, zu welchem  
eine etwas gefaltene und zugleich kummertgewohnte Frau  
als Vorbild diente.

Für den ersten Tag war Brandolf nun zu Ende, und  
so vergingen auch mehrere Wochen, ohne daß sich etwas er-  
eignete, das ihm zum Einschreiten Ursache gegeben hätte.  
Er mußte sich also aufs Abwarten, Beobachten und Er-  
raten des Geheimnisses beschränken; denn ein solches war  
offenbar vorhanden, obgleich die Frau hinsichtlich ihrer Bö-  
sartigkeit verlästert wurde. Da fiel ihm nun zunächst auf,  
daß der Teil der Wohnung, wo sie hauste, immer unzu-  
gänglich und verschlossen blieb; es war auch nichts weiter  
als eine Küche, ein einfenstriges schmales Zimmer und ein  
kleines Kämmerchen. Dort mußte sie Tag und Nacht mutter-  
seelenallein verweilen, da außer einem Bäckerjungen man  
niemals einen Menschen zu ihr kommen hörte. Ein einziges  
Mal konnte Brandolf einen Blick in die Küche werfen,  
welche mit sauberem Geräte ausgestattet schien; aber kein  
Zeichen bekundete, daß dort gefeuert und gekocht wurde.  
Nie hörte er einen Ton des Schmorens oder ein Brasseln  
des Holzes, oder ein Gaden von Fleisch und Gemüse, oder  
den Gesang von gebratenen Würsten, oder auch nur von  
armen Rittern, die in der heißen Butter lagen. Von was  
nährte sich denn die Frau? Hier begann dem neugierigen  
Mietmann ein Licht aufzugehen: wahrscheinlich von gar  
nichts! Sie wird Hunger leiden — was brauch' ich so lange  
nach der Quelle ihres Bedrusses zu forschen! Ein Stück  
Elend, eine arme Baronin, die allein in der Welt steht,  
wer weiß durch welches Schicksal!

Er genoß im Hause nichts als jeden Morgen einen  
Milchkaffee mit ein paar frischen Semmeln, von denen er  
jedoch meistens die eine liegen ließ. Da glaubte er denn eines  
Tages zu bemerken; daß Frau Hedwig von Lohausen, als  
sie das Geschirr wegholte, mit einer unbewachten Gier im  
Auge auf den Teller blickte, ob eine Semmel übrig sei,  
und mit einer unbezähmbaren Hast davoneilte. Das Auge  
hatte förmlich geleuchtet wie ein Sterngefunkel. Brandolf  
mußte sich an ein Fenster stellen, um seiner Gedanken Herr  
zu werden. Was ist der Mensch, sagte er sich, was sind  
Mann und Frau! Mit glühenden Augen müssen sie nach  
Nahrung lechzen, gleich den Tieren der Wildnis!

Er hatte diesen Blick noch nie gesehen. Aber was für  
ein schönes glänzendes Auge war es bei alledem gewesen!

Mit einer gewissen Grausamkeit setzte er nun seine  
Beobachtung fort; er steckte das eine Mal die übrigbleibende  
Semmel in die Tasche und nahm sie mit fort, das andere  
Mal ließ er ein halbes Brötchen liegen, und das dritte  
Mal alle beide, und stets glaubte er an dem Auf- und  
Niederschlagen der Augen, an dem rascheren oder langsameren  
Gang die nämliche Wirkung wahrzunehmen und überzeugte  
sich endlich, daß die arme Frau kaum viel anderes genoß,  
als was von seinem Frühstück übrig blieb, ein paar Schälchen  
Milk und eine halbe oder ganze Semmel. (Fortsetzung folgt.)